Dorothea Müller

lebt und arbeitet in Wuppertal, war viele Jahre in der ehrenamtlichen Betreuung Strafgefangener tätig. Sie ist Mitglied im Verband Deutscher Schriftsteller.
Arbeitsgebiete: Lyrik, Prosa, Theaterszenen, Texte für und mit Kindern. (Kinderschreibwerkstatt, Buchprojekt: »Ich und du«, interkulturelles Kinderbuch 2003).
Buchveröffentlichungen: *TOM – Eine Knastgeschichte*; *Netz über dem Abgrund*; *Als der Supermarkt noch Tante Emma hieß*; *17 Leben; Was hinter dem Spiegel ist*.
Weitere Veröffentlichungen in Zeitungen, Literaturzeitschriften, Anthologien und im Rundfunk.

Dorothea Müller

Einmal reicht!

Stationen eines Lebens

NordPark

Originalausgabe
© 2020 Dorothea Müller
© 2020 NordPark Verlag, Wuppertal
Das Werk ist urheberrechtlich geschützt
Gesetzt in der Minion
Umschlaggestaltung: Malte Roß

ISBN 978-3-943940-66-4

NordPark Verlag · Klingelholl 53 · D 42281 Wuppertal
Besuchen Sie uns auch unter *www.nordpark-verlag.de*

Inhalt

Alles hat seine Zeit 9
Der Blick zurück 13
Kleidung 33
Essen 37
Wohl erzogen oder gut dressiert? 40

Nachwort von Hermann Schulz 103

Für meine Familie

Alles hat seine Zeit

Zu meiner Zeit ..., pflegte meine Großmutter zu sagen, um dann den Satz nach Bedarf oder Gelegenheit zu vollenden. Es konnte sich um Rocklängen, Tischmanieren oder Anstand im Allgemeinen oder Besonderen handeln.

Die Großmutterzeit schien eine völlig andere als die meine zu sein. Was sich nicht nur daraus erklärte, dass unser Hintergrund, so eine beliebte Formulierung von ihr, sich grundlegend voneinander unterschied.

Sie war in wohlhabenden Verhältnissen aufgewachsen, mit Stammbaum, Familienwappen und Dienstboten, während ich, prekärer Wildwuchs, der Familie durch Heirat zugefallen war.

Trotz allem spürte ich, dass Großmutter mich mochte. Denn sie setzte alles daran, aus mir, dem Straßenkind, eine wohlerzogene junge Dame zu machen.

In der Rückschau kann ich sagen, dass es mit der Dame nichts geworden ist. Jedoch kann ich mich in Grenzsituationen durchaus an gewisse Benimmregeln erinnern. Dafür bin ich ihr von Herzen dankbar.

Ihr »zu meiner Zeit« hat darüber hinaus meinem Denkapparat Anstoß gegeben.

Würde ich, so fragte ich mich, auch einmal eine Zeit erreichen, die ich die meine nennen konnte? Würde sie ohne mein Zutun kommen oder müsste ich sie mir erwerben?

Gerne hätte ich danach gefragt, aber ich hatte lernen müssen, dass Kinder schweigen sollten. Es sei denn, sie wurden gefragt.

Mich fragte niemand nach meinen Gedanken. Ich hatte darüber hinaus den Eindruck, dass die Erwachsenen es nicht einmal für möglich hielten, dass in Kinderköpfen Gedanken wohnten. Und wenn, dann keine eigenen.

All das bestärkte mich in der Gewissheit, dass meine Zeit noch auf sich warten lassen würde. Aber ich hoff-

te inständig, dass sie kommen würde. »S G w«, wie Großmutter in ihren Briefen schrieb: So Gott will!

Wenn ich heutzutage von vergangenen Zeiten erzähle, stelle ich fest, dass ich von »früher« spreche. Mag sein, dass meine Zeit immer noch auf sich warten lässt. Aber ich glaube eher, dass dieser Begriff heute selbst für meine Generation ein wenig antiquiert ist.

Ja, früher war vieles anders, ob es aber besser war, sei einmal dahingestellt.

Auch den großen Meister Johann Wolfgang v. Goethe, so entdeckte ich, hatte das Thema bewegt:

Hat alles seine Zeit
Das Nahe wird weit
Das Warme wird kalt
Der Junge wird alt
Das Kalte wird warm
Der Reiche wird arm
Der Narre gescheit
Alles zu seiner Zeit

Es beruhigte mich, dass offenbar nur die Jungs alt wurden. Von Mädchen war nicht die Rede. Alt werden war unvorstellbar für mich. Wie für alle Kinder, egal zu welcher Zeit und an welchem Ort.

Der Blick zurück

Vor einigen Wochen sprach ich mit einer Gruppe von Altenheimbewohnern. Wir kamen auf unsere Kindheit zu sprechen, die durch die Kriegs- oder Nachkriegszeit geprägt war.

Einer der Bewohner schilderte eine nachbarliche Szene im Luftschutzkeller während eines Bombenangriffs.

Noch heute, Jahrzehnte nach Kriegsende, bebte sein ganzer Körper, während er seine Erinnerung preisgab.

Wenn heute die Sirenen zum Probealarm heulen, überfällt uns die Angst wieder, die sich in allen Zellen unseres Körpers eingenistet hat, so sehr wir auch versucht haben, sie zu verdrängen oder zu vergessen.

Nur zögernd, und im kleinen, vertrauten Kreis von Menschen, die unsere Erinnerungen teilen, können wir das Grauen ein-

gestehen, für das wir keine Worte hatten, damals, als wir Kinder oder Heranwachsende waren.

Nach dem Krieg dann das Schweigen der Männer, die zurückkamen. Fremde für die Kinder, die nur das Wort »Vater« kannten.

Erst nach und nach erkennt man die traumatische Belastung, die unsere Generation trägt.

Ohne Vater, in einer fast männerlosen Welt aufzuwachsen, hat uns geprägt.

Vielleicht gab es die Chance, starken Frauen zu begegnen, die Stütze und Vorbild sein konnten. Wie schwer mag es für die Lebensorientierung von Jungen gewesen sein, ihren Platz als zukünftige Ehemänner und Väter zu finden und aufzunehmen?

Zurückdenkend erkenne ich, dass wir nicht nur in unserer Kernfamilie erzogen wurden. Schule und Nachbarn leisteten ihren Beitrag. Wie schnell konnte man sich eine Ohrfeige einfangen, wenn man uns beim Äpfel klauen oder gar beim Rauchen erwischte!

Auch wenn es sich nur um getrocknete Brombeerblätter im Nikolaus-Pfeifchen handelte.

Aber die Nachbarn boten auch Schutz und Hilfe. Sie waren präsent, egal, ob man mal dringend aufs Klo musste oder sie uns ein Waffelherzchen über den Zaum reichten. Sie hatten ein Auge auf uns, wenn wir durch unser Viertel streiften und bis zum Forsthaus im Wald liefen.

In jedem Luftschutzkeller fanden wir Aufnahme, wenn es Bombenalarm gab.

Doch mit der Angst war jeder für sich allein.

Wenn ich mich an unsere Spiele erinnere, dann fällt mir auf, dass sie, nach heutigen Maßstäben nicht politisch korrekt waren. Da wurde beim Kreisspiel nach der »Schwarzen Köchin« gefragt, oder das Humpelbein aus Luxemburg am Rhein besungen. Keiner zog uns die Ohren lang, wenn wir »Deutschland erklärt den Krieg« gegen wechselnde Länder spielten und unsere Territorien auf das Pflaster malten und Grenzen

zogen. Diese Spiele, wie auch das Hüpfkästchen mit Himmel und Hölle, hatten den Vorteil, dass keinerlei Utensilien benötigt wurden.
Ein Springseil oder ein Ball war kostbarer Besitz.
Später dann gab es Murmeln, Heuer genannt in verschiedenen Ausfertigungen.

Die »Päppkes«, die bei Gebrauch schnell ihre Farbe verloren, waren nicht viel wert. Die »Gläskes« zählten mehr und konnten sich durch geschicktes Spiel vermehren. Das Kopfsteinpflaster, zwischen dem wir das Sammelloch bohrten, erschwerte den Lauf der bunten Kugeln, was die Sache spannender machte.

Da es nur ganz wenige Autos gab, spielten wir mitten auf der Straße und wichen nur, wenn sich ein Pferdefuhrwerk der Brauereien ankündigte.

Brauereien gab es viele in unserer Stadt. Die heimgekehrten Väter tranken gerne ein Feierabend-Bier, das wir Kinder in der Stehbierhalle holten. Das war ein kleiner Extraraum mit Klingel und Schiebefenster, damit wir die Kneipe nicht betreten mussten. Die war tabu für uns Kinder, für Mädchen sowieso.

So recht konnte ich nicht verstehen, dass zwischen Jungen und Mädchen so große Unterschiede gemacht wurden. Dass Vater immer das größte Stück Fleisch bekam, wenn es überhaupt so etwas gab, war verständlich. Er arbeitete viel, da brauchte er Kraft und Kalorien. Das mit den Kalorien kannte ich durch die Lebensmittelkarten.

Auch dass der Vater von jeglicher Hausarbeit befreit war, leuchtete mir ein.

Nicht aber, dass ein Mädchen in Haus und Küche zu helfen hatte, während die Knaben niemals zu diesen Arbeiten herangezogen wurden.

Reichte es nicht, dass das kleine Zipfelchen sie befähigte, stehend über den Bach zu pinkeln? Das war, meiner Meinung nach, Privileg genug.

Doch leider stieß ich bei diesem Thema auf taube Ohren.

Die Sache mit dem Zipfelchen erwähnte ich natürlich nicht. Denn so ein Wort auszusprechen verbot sich.

Das Thema »Aufklärung« war ohnehin tabu. Jeg-

liche Bemerkung, die sich auch nur im Entferntesten in die Nähe von Erotik oder Sexualität gewagt hätte, musste unterbleiben.

Natürlich wurde die Neugier durch dieses Verhalten angefacht. Aber selbst unser Bücherschrank, den ich heimlich durchforstete, konnte meinen Wissensdurst nicht stillen.

Dass ich mich wenige Jahre später, immer noch umfangreich unwissend, während meiner Ausbildung mit den dunkelsten Seiten dieses Themas konfrontiert sah, konnte ich nicht ahnen.

Diese Tatsache stürzte mich in eine emotionale Krise, die entweder unbemerkt blieb, oder erleichtert übersehen wurde, nachdem ich mich in Ironie oder Sarkasmus zu retten versuchte.

So sehr ich den Kontakt zu Gleichaltrigen gesucht und genossen habe, so sehr vermisste ich das Gespräch mit älteren Menschen. Aber da schien es eine unsichtbare Barriere zu geben. Niemand schien für meine Fragen zuständig zu sein. So

empfand ich sie schließlich als einen Makel, denn ich fand keine Antworten.

Erst als ich die Welt der Bücher entdeckte, stabilisierte sich mein inneres Gleichgewicht. Meine Flucht in, oder besser gesagt zur Literatur, eröffnete mir neue Horizonte und nahm zeitweise Suchtverhalten an.

Mein Lesehunger führte allerdings zu Konflikten im häuslichen Bereich. Einmal, weil er die Gefahr barg, mein Wissen zu vermehren – ein für ein Mädchen nicht erstrebenswertes Ziel – was zu Problemen hinsichtlich der Heiratsaussichten führen konnte; zum anderen wurde das Lesen nicht als Beschäftigung angesehen. Im Gegensatz zu Hausarbeiten jeglicher Art.

Es schien, als wäre das Idealbild meines Vaters eine Tochter, die den Kopf mit dem züchtigen Knoten im Nacken über eine Handarbeit beugt, während der warme Lampenschein die Farben des handgewebten Rockes zum Leuchten bringt, der die brav nebeneinander gestellten Beine sanft umhüllt.

Neben einer fast nicht zu unterdrückenden Rebellion rührte sich bei mir aber auch das schlechte Gewissen, nicht die Tochter zu sein, die er sich so sehr wünschte.

»Blüh wie das Veilchen im Moose, sittsam, bescheiden und rein«, stand im Poesie-Album, und weiter hieß es: »Sanftheit ist des Mädchens Zierde, Einfachheit ihr schönstes Kleid. Doch sein Kranz sei stille Demut, und sein Kleinod Frömmigkeit.«

Ich würde es nie schaffen, ein braves Mädchen zu werden, stets das Mütterlein zu ehren und die Heimat, wo meine Wiege stand. Hatte ich überhaupt eine gehabt? Oder war das nur symbolisch gemeint?

Alles in mir sträubte sich gegen diese Sprüche. Das christliche Haus, in dem ich lebte, war alles andere als liebevoll. Bibelsprüche und fromme Lieder konnten Kälte und unterschwellige Aggressionen nicht vertreiben.

Im Religions- oder Konfirmandenunterricht glänz-

te ich durch Wissen der theologischen Thematik. Es verdeckte die Einsamkeit und mangelnde Geborgenheit des heranwachsenden Mädchens.

Der Tag der Konfirmation, lange herbeigesehnt, um dem Erwachsenwerden ein Stück näherzukommen, war eine einzige Enttäuschung. Im schwarzen Taftkleid und den ersten Perlonstrümpfen meines Lebens ging ich zur Kirche - allein. Die Eltern waren beide erkrankt und lagen mit Grippe im Bett.

Die Feier wurde zwar einige Zeit später nachgeholt, aber der Zauber war verflogen. Die Geschenke, die sich auf die sogenannte Aussteuer bezogen, vor allem Handtücher und Tischwäsche, sagten mir nicht zu. Ebenso wenig die frommen Bücher aus der christlichen Buchhandlung. Geld zu schenken war nicht üblich.

Das alles aber wäre nicht wirklich schlimm gewesen. Aber dass Onkel Erich mir auf dem gemeinsamen Nachmittagsspaziergang auf die Pelle rückte

und die von mir unmissverständliche Abfuhr auf die Weise ummünzte, dass er den amüsierten Gästen erzählte, ich hätte ihn küssen wollen, war zu viel.

Nur mein Vater schien etwas erahnt zu haben, denn er sprach mich einige Tage später darauf an, um die Wahrheit zu erfahren.

Jeden Morgen geht die Sonne auf. Wir lagen vor Madagaskar und hatten die Pest an Bord. Die Affen rasten durch den Wald, Bolle amüsierte sich, und wir fragten, wer die Kokosnuss geklaut hatte.

Rund um den See und auf dem Rückweg: einen Fuß auf dem Bürgersteig und einen auf der Straße. Lang ist die Chaussee!

Mädchengruppen-Freizeit. Schlafen in der Jugendherberge und Körperreinigung im Bach. Manchmal auch ein Lager im Heu.

Fröstelnd krochen wir aus dem Schlafsack und stiegen auf den Berg. Das Farbspiel des Himmels beim Sonnenaufgang. Weiß steigt der Nebel aus dem Tal.

Gitarrenmusik am Lagerfeuer. Die schlanke Sichel des zunehmenden Mondes.

Jürgens Hand, deren Finger sich mit den meinen verschränkten. Eine kleine, vorsichtige Begegnung, die den Abschied schon in sich trug.

Nicht jede Ferienzeit durfte ich mit der Freizeitgruppe verbringen. Denn auch bei Reisen mit den Eltern war meine Gegenwart gefragt. Eignete ich mich doch hervorragend als Kindermädchen meines kleinen Bruders.

Zehn Jahre jünger als ich war er, noch nicht schulpflichtig und nicht an die Ferienzeit gebunden.

Mein Vater mied diese Reisezeit, und ich wurde kurzfristig für mehrere Wochen vom Schulbesuch befreit. Offiziell und mit Genehmigung des Schulleiters und des zuständigen Schulrates. Ein Vorgang, der aus heutiger Sicht unvorstellbar wäre.

Meine Schulleistungen waren gut, und ein paar Wochen ohne Unterricht würden nicht schaden, fand mein Vater, und die Offiziellen stimmten ihm zu.

Meine Meinung war nicht gefragt.

So sehr ich den kleinen Bruder liebte, und ich mich gerne mit ihm beschäftigte, so sehr störte mich die völlige Ignoranz meiner Interessen.

Ich ging gerne zur Schule. Auch wenn der Rohrstock mahnend auf dem Pult lag und häufig zum Einsatz kam, wenn Faulheit oder Disziplinlosigkeit sich zeigten.

Oder wenn das Lineal auf ungeschützte Finger traf, weil die Nägel Trauerränder aufwiesen oder das Taschentuch schmutzig oder nicht vorhanden war.

Schönschrift war Pflicht. Fertigkeiten im Kopfrechnen, Lesen oder Rechtschreiben selbstverständlich. Fleiß und Betragen wurden im Zeugnis zensiert, ebenso die Aufmerksamkeit in den Schulstunden und der häusliche Fleiß.

Da verbot sich ein Schwätzchen mit der Banknachbarin, denn es wurde mit einer Strafarbeit oder In-der-Ecke-Stehen geahndet. Kein Elternteil wäre auf die Idee gekommen, sich über den Lehrer zu beklagen oder gar mit einer Dienstaufsichtsbeschwerde und dem Rechtsanwalt zu drohen.

Ich war eine wissbegierige und recht brave Schülerin. Brav nicht aus Neigung, sondern aus Angst vor Sanktionen. Sie konnten recht drastisch ausfallen, nicht nur in der Schule, sondern auch zu Hause.

Von unserem Schulhof sah ich voller Sehnsucht auf das Jungengymnasium.

Mein Sinnen und Trachten galt aber nicht den Knaben, sondern der Bildungsstätte.

Die höhere Schulbildung kostete Geld. Viele Eltern hatten es nicht. Oder sie waren sich darin einig, dass es für Mädchen verschwendet sei, denn sie würden ja ohnehin heiraten. In Ehe und Mutterschaft waren andere Qualitäten gefragt. Welche das über Kochen, Putzen und Stopfen hinaus noch waren, blieb im Dunkeln.

Ich wollte lernen, studieren und auf eigenen Füßen stehen!

Eine Heirat kam in meinen Zukunftsträumen nicht vor. Niemals wollte ich so leben wie meine Eltern. Lebenslang im selbst errichteten Gefängnis